

Vom Misslingen im Gelingen der „Wiedervereinigung“

Zu dem Buch *Gegenlauschangriff* von Christoph Hein

von Helmut Pillau

Der Autor berichtet in einem Interview, dass er für sein Buch ursprünglich den Titel *Anekdoten aus dem deutsch-deutschen Kriege* gewählt habe. Damit beziehe er sich respektvoll auf den Titel *Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege* von Heinrich von Kleist, einem von ihm „hochgeschätzten“ Schriftsteller.¹ Der Verlag bevorzugte jedoch den extravaganteren Titel *Gegenlauschangriff*, zugleich der Titel einer Geschichte des Buches. Der vom Autor ursprünglich vorgesehene Titel fungiert deswegen nun nur noch als Untertitel des Buches.

Hein kommt es mit seinem Buch nicht darauf an, den Leser wie beim Roman in die womöglich unendliche Komplexität eines Geschehens hineinzuziehen, sondern darauf, ihn jeweils durch die Pointe einer kurzen Form zu elektrisieren.

Das titelgebende Prosastück *Gegenlauschangriff* handelt davon, wie der prominente Schauspieler Manfred Krug die Staatsmacht der DDR mit ihren eigenen Mitteln zu überlisten sucht. Als nämlich in seiner Wohnung eine Diskussion über die Ausbürgerung von Wolf Biermann zwischen hohen Staatsfunktionären und Künstlern stattfindet, nimmt er diese Diskussion ganz nach der Manier der Stasi heimlich auf.

Eigentlich war aber die Rede vom „letzten deutsch-deutschen Kriege“ brisanter und als Titel auch treffender. Denn sie verweist auf den Versuch Heins, die Geschichte der Vereinigung von DDR und Bundesrepublik – offiziell ja eine „Erfolgsgeschichte“ – kritisch gegen den Strich zu lesen. Davon zeugen sechzehn der insgesamt achtundzwanzig *Anekdoten*. Die übrigen widmen sich oft einer notorischen, von Hein selbst erlittenen Problematik der DDR: dem Spannungsverhältnis zwischen den Künstlern und einer beinahe allmächtigen Staatsmacht.

Als Pfarrerssohn, dem als solchem in der DDR der Weg zum Abitur versperrt war und der deswegen zeitweilig die Oberschule in West-Berlin besuchte, gehörte er sicherlich nicht zu den Lieblingsautoren der Staatsfunktionäre. Obwohl ins Französische übersetzt und gelegentlich auch von französischen Stellen zu Lesungen eingeladen, gestattete man ihm oft keine Auslandsreisen. (Vgl.: *Ein sehr kranker Mann*)

Aufsehen erregte er in den letzten Jahren der DDR, als er in seinem – auch aufgeführten – Drama *Die Ritter der Tafelrunde* die Erstarrung der politischen Elite in der

¹ ‚Ohne jede Empathie‘. Der Schriftsteller Christoph Hein über den Eliteaustausch und über den deutsch-deutschen Krieg, von dem gar nicht jedermann weiß. Interview mit Christoph Hein von Cornelia Geissler. In: Frankfurter Rundschau, 12. 3. 2019, S. 32-33, hier: S. 33.

DDR vor Augen führte. (Vgl. *Narren, Idioten und Verbrecher*)² und vor allem, als er in seiner Rede auf dem 10. Kongress des Schriftstellerverbandes der DDR im November 1987 die Kulturpolitik der DDR, insbesondere die Zensur, anprangerte. (Vgl. *Absicherung der Linie Schriftsteller*)

Diese zwölf Stücke des Buches sind retrospektiv, also eher von einem historischen Interesse.

In den übrigen Stücken bemüht er sich demgegenüber darum, die verborgenen Unstimmigkeiten in der „Erfolgsgeschichte“ der Vereinigung beider deutscher Staaten hervorzukehren. Das Gold, das so schön glänzt, macht blind für die Relevanz vermeintlicher Kleinigkeiten. So registriert er, wie sehr doch die üblichen Bilder, die man sich im Westen von der DDR gemacht hatte, vor der Wirklichkeit dieses Staates abschirmten. Das tritt insbesondere bei der Wende zutage. Als etwa das westdeutsche Fernsehen, die ARD, vom Fernsehfunk der DDR gefragt wird, ob man die in jeder Hinsicht außergewöhnliche Demonstration auf dem Alexanderplatz in Berlin am 4. 11. 1989 mitübertragen möchte, verzichtet man darauf zugunsten der Übertragung eines Tennisspiels mit Boris Becker. (Vgl. *Programmtreu*)

Signifikant für dieses Auseinanderklaffen zwischen einem offiziellen und einem wirklichen Interesse am östlichen Teil Deutschlands ist für Hein die Hilflosigkeit des „Ministeriums für innerdeutsche Beziehungen“ angesichts der Wende: Dasjenige Ministerium, das doch eigentlich für ein solches Ereignis fit machen sollte, kapitulierte im Ernstfall davor. (Vgl. *Leere Schubladen*)³

In dem Stück *Der Diakon unter den Bischöfen* schlägt Heins Unmut über die Selbstgerechtigkeit dominanter Westdeutscher in pure Polemik um. Aus Ärger über die aus seiner Sicht kontraproduktive Wiedereinführung der Kirchensteuer in den neuen Ländern diffamiert er den Einigungsvertrag als „Waffenstillstandsvertrag“ und „Kapitulati-
onserklärung“⁴.

Obwohl die Bürger der DDR in dieser historischen Übergangsphase prinzipiell als gleichberechtigte Partner gelten, werden sie doch in Wirklichkeit vielfach wie Hilfsbedürftige oder Zurückgebliebene behandelt.

Wohin das im Extremfall führen kann, wird Hein bei einem Treffen mit jungen Neonazis nach den fremdenfeindlichen Exzessen in Rostock-Lichtenhagen bewusst. Erst seitdem sich diese jungen Männer als Neonazis präsentierten, habe man sie in der

² Bei diesem Titel handelt es sich um ein Zitat aus der Komödie *Die Ritter der Tafelrunde*. Vgl.: *Lancelot: Für das Volk sind die Ritter der Tafelrunde ein Haufen von Narren, Idioten und Verbrechern*. In: Christoph Hein: *Die Stücke*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005, S. 403. (Das Stück wurde 1989 in Dresden uraufgeführt.)

³ Meiner Erfahrung nach hatte man in der „DDR-Forschung“, die dem „Ministerium für innerdeutsche Beziehungen“ zuarbeitete, das Thema „Wiedervereinigung“ im Geiste eines „kritischen Positivismus“ eigentlich schon ad acta gelegt. (Ich selbst war kurzfristig, d. h. 1972/1973, in einem Berliner Institut für die „DDR-Forschung“ beschäftigt.) Stattdessen bemühte man sich hier darum, die Spezifik eines nicht mehr „totalitären“, nur noch „autoritären“ Sozialismus in der DDR herauszuarbeiten.

⁴ Christoph Hein: *Gegenlauschangriff. Anekdoten aus dem letzten deutsch-deutschen Kriege*. Berlin: Suhrkamp 2019, S. 94.

Öffentlichkeit ernst genommen. Vorher galten sie nur als „dumme und versoffene Idioten“⁵. (Vgl. *Mitleid und Schrecken*)

Die Stücke werden schärfer und auch riskanter, als Hein von seinem Zusammenspiel mit wichtigen Akteuren aus dem Westen berichtet. Der Schriftsteller muss erleben, wie durch den Startschuss zur Vereinigung beider deutscher Staaten eine organisatorische und ökonomische Dynamik entfesselt wird, von der die Bürger des untergehenden Staates überrollt zu werden drohen. Er selbst wird auf zweierlei Weise davon betroffen: einmal als Streiter gegen Auswüchse dieser Dynamik, zum anderen als deren potenzielles Opfer. Manchmal befand er sich in der privilegierten Lage, einem blinden Veränderungsdrang opponieren zu können. So war er dabei, als die beiden Akademien der Künste im Osten und Westen Berlins – wie auch viele andere doppelt existierende Institutionen in Deutschland – vereinigt werden sollten. Da er beiden Akademien angehörte, wurde ihm mit anderen eine besondere Kompetenz für diesen Prozess zugesprochen. Dramatisch, gar tumultuös ging es ihm zufolge in der Akademie vor allem deswegen zu, weil manche Kollegen aus dem Westen ganz naiv, aber auch stur die Allgemeingültigkeit ihrer Sichtweisen behaupteten. Der Begriff „Ethnozentrismus“⁶ fällt ihm dazu ein.

Ähnliche Erfahrungen machte er, als er einer Kommission zur Evaluierung kultureller Einrichtungen in beiden Teilen Berlins angehörte. Auch hier entsprach der Eifer, mit dem Kollegen aus dem Westen zu Werke gingen, keineswegs, wie er mit Schrecken bemerkte, ihrem Wissen. Wenn man nicht aufgepasst hätte, wären diesem Furor schnell Einrichtungen wie der „Friedrichstadtpalast“, ein international renommiertes Revue-theater, und das „Maxim-Gorki-Theater“ zum Opfer gefallen. (Vgl. *Die letzte Schlacht des Krieges* sowie *Auf Niveau bringen*)

Wenn Hein sich auf eine Zusammenarbeit mit „Machern“ aus dem Westen einließ, meinte er besonders vorsichtig sein zu müssen. Da es diesen Leuten vor allem auf eine marktgerechte Umsetzung ihrer Projekte ankam, konnte er dabei leicht, wie er argwöhnte, instrumentalisiert werden. Sie gingen dann in ihren Projekten so mit seinen Beiträgen um, dass er sich in den Resultaten nicht mehr wiederfinden konnte. So protestierte er dagegen, wie ein Regisseur (Florian Henckel von Donnersmarck) die Informationen über seine Bespitzelung durch den Staatsicherdienst für den – später mit einem Oskar ausgezeichneten – Film *Das Leben der Anderen* verwertete. Der Regisseur setzte sich einfach darüber hinweg, dass solche Erfahrungen nur in den 60er Jahren der DDR möglich waren, nicht aber, wie von dem Regisseur dargestellt, in den 80er Jahren. Deswegen verlangte er, dass sein Name im Abspann des Films getilgt wurde. (Vgl. *Mein Leben leicht überarbeitet*)

So angebracht auch Heins Argwohn beim Umgang mit zupackenden Leuten aus dem Westen war, so leicht konnte dies aber auch zu peinlichen Ungenauigkeiten führen. Das zeigt sich bei seinem Zusammentreffen mit Redakteuren der Zeitschrift „Der Spiegel“. Diese hatten die umfangreichen Akten der Stasi über ihn studiert, um vielleicht eine Story daraus zu machen. Als sie mit Hein deswegen konferierten, eröffnete einer von ihnen, anscheinend ein guter alter Bekannter des Schriftstellers, das Gespräch mit

⁵ Ebd., S. 101.

⁶ Ebd., S. 78.

den Worten: „Herr Hein, wir haben leider nichts gegen Sie in der Hand.“⁷ Der Schriftsteller meinte, dass sich der Journalist durch diese Bemerkung selbst entlarven würde. Anscheinend hatte dieser während der langen Zeit ihrer Bekanntschaft nur darauf gelaunert, Material für eine Skandalgeschichte über ihn, den dissidenten Schriftsteller, zu finden. So verwandelte sich der gute Bekannte für Hein in einen „Schurken“⁸. Durch den Einspruch des „Spiegel“ sollte sich aber herausstellen, wie sehr Hein dabei seine Empfindlichkeit genarrt hatte. Zugeben musste er, sich bei der Datierung dieses Vorgangs und vor allem in der Person des Journalisten geirrt zu haben.⁹ Der Journalist mochte seine Äußerung, wie Hein später einräumt, als „launige Bemerkung“¹⁰ verstanden haben. Dem Schriftsteller jedoch, der sich in der Zeit der Wende als potenzielles Opfer existenzgefährdender Verdächtigungen sah, kam diese Äußerung wie eine zynische Gedankenlosigkeit vor.¹¹ (Vgl. *Dass einer lächeln kann und lächeln*)

In dem Stück *Der Neger*, dem längsten des Buches, schildert Hein, wie schnell er sich von einem potenziellen Aufsteiger ins neudeutsche Establishment zu einem Opfer dieses Establishments verwandelte.

Manche, wie auch Hein selbst, werden von der Aussicht beflügelt, dass eine wichtige Position im deutschen Kulturleben einmal nicht, wie nach der Wende üblich, von einem Westdeutschen, sondern einem Ostdeutschen besetzt werden könnte. Das eherne Gesetz des Elitenaustauschs schien durchbrochen zu werden. Diese Hoffnung soll sich jedoch als trügerisch erweisen.

Hein war sehr überrascht, als ihm 2004 vom Berliner Kultursenator die Position eines Intendanten für das „Deutsche Theater“ in Aussicht gestellt wurde. Der Schriftsteller verzichtet darauf, den Namen des Senators und dessen Parteizugehörigkeit zu nennen. Um den Vorgang ganz zu verstehen, wäre aber diese Information wichtig gewesen. Thomas Flierl, der Senator, gehörte der PDS („Partei des demokratischen Sozialismus“) – ehemals die SED, später „Die Linke“ – an, die unter dem Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit eine Koalition mit der SPD eingegangen war.

Als verlockend empfand Hein dieses Angebot, weil es sich beim „Deutschen Theater“ um das vielleicht renommierteste Theater in Berlin handelte und weil er selbst, auch durch Aufführungen seiner Stücke, enge Beziehungen zu ihm hatte. Dadurch motiviert, begann er diskret Kontakte zu einem möglichen Geschäftsführer, prominenten Regisseuren und – erfolgreich – einem Sponsor zu knüpfen. Nun sollte er aber erfahren, dass die Worte des Senators und das Handeln seiner Verwaltung durchaus zweierlei waren. Statt ihm insbesondere durch die Finanzierung seiner Pläne den Weg zu bahnen,

⁷ Ebd., S. 98.

⁸ Ebd., S. 99.

⁹ Vgl.: *‘Ich bedauere die Fehler sehr.’* Christoph Heins Lebenserinnerungen *Gegenlauschangriff* werden heftig kritisiert: Er mache darin einem ‘Spiegel’-Redakteur haltlose Vorwürfe. Was ist da dran? Ein Gespräch.“ Gesprächspartner Heins: Adam Soboczynski. In: „Die Zeit“ 28. 3. 2019, S. 40.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Vgl. hierzu eine Bemerkung Heins in seinem Interview in der „Zeit“: „Wäre in den Akten etwas Belastendes gefunden worden – ein Stasi-Spitzel hätte ja irgendetwas erfinden können –, dann hätte das meinen bürgerlichen Tod bedeutet.“ Ebd. (wie Nr. 9)

machte man ihm zunehmend Schwierigkeiten. Ihm wurde dadurch bewusst, wie die Machtverhältnisse wirklich waren. Die Beamten aus der Verwaltung, die Herrn des „Apparats“¹², saßen deswegen am längeren Hebel, weil sie im Unterschied zu dem nur befristet agierenden Senator über Dauerstellen verfügten. Um seine Ziele durchzusetzen, war der Senator auf den Sachverstand und die Kooperationsbereitschaft dieser Beamten angewiesen. Eine Harmonie zwischen beiden Seiten war deswegen keineswegs selbstverständlich, weil – von Hein eben nicht thematisiert – der Politiker der PDS angehörte. Es kann vermutet werden, dass viele Beamte der Senatsverwaltung, die noch von der Zeit der Spaltung und womöglich von Antikommunismus geprägt waren, keine so große Lust hatten, diesem Politiker zur Hand zu gehen. Außerdem stammte ja der Kandidat für den Intendantenposten, den der Senator protegierte, aus der DDR. Der Chef des Senators, der Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit, von Hein gleichfalls nicht namentlich genannt und auch sonst nicht weiter berücksichtigt, hielt zwar das Zusammengehen von SPD und PDS im Hinblick auf die tatsächliche Vereinigung der beiden Stadthälften für sehr wichtig, war aber von dem Kandidaten seines Senators, wie Hein andeutet, nicht überzeugt. Wowereit, dem Propagandisten der „guten Laune“¹³ und Liebhaber des Glamourösen, kam es im Augenblick vor allem auf eine Stimulierung der problembeladenen Stadt, gerade auch in kultureller Hinsicht, an. Dazu schien ihm jemand wie Christoph Hein nicht zu passen, der trotz seiner Dissidenz womöglich auch von der Enge der DDR geprägt war. Davon ist bei Hein nicht die Rede – weder von der labilen Situation Berlins damals noch vom forcierten Optimismus des Regierenden Bürgermeisters. Der Schriftsteller begibt sich mit seiner Darstellung seines „Falls“ auf das Feld der Berliner Lokalpolitik, ohne aber diesem Feld weiter Beachtung zu schenken. Dass seine Perspektive subjektiv bleibt – diejenige eines auf sich selbst zurückgeworfenen, moralisch sensiblen Einzelnen –, kann man als Schwäche, aber auch als Stärke des Textes betrachten.

Hein berichtet, wie er auf die schwindenden Chancen seiner Bewerbung aufmerksam wurde. Hämische Kommentare in der Presse lassen ihn aufschrecken. Bevor er offiziell seinen Rückzug bekannt gab, reagierte er polemisch in einem Interview auf die sich anbahnende Entwicklung: „[...] aber die Empörung ist groß, wenn ein Neger Intendant werden soll.“¹⁴ Durch diese provokante Formulierung gelang es dem Schriftsteller, seinen persönlichen Fall zu einem exemplarischen Fall zu machen. Er traf damit insofern einen „neuralgischen Punkt“¹⁵, als er damit die gewisse Aussortierung einer bestimmten Personengruppe öffentlich machte. Obwohl diese Personen, die aus der DDR stammen, offiziell gleichberechtigt sind, werden sie doch in Wirklichkeit von

¹² Ebd. (wie Nr. 4), S. 107.

¹³ Vgl. Klaus Wowereit in seiner Autobiographie: „Ich glaube an die Kraft der guten Laune.“ In: Klaus Wowereit: *‘und das ist auch gut so.’ Mein Leben für die Politik*. München: Heyne Verlag 2009, S. 274. Außerdem bezeichnet er die „gute Laune“ als „Dienstpflicht“. Ebd., S. 243.

¹⁴ Ebd. (wie Nr. 4), S. 113.

¹⁵ Ebd.

Schlüsselfunktionen ausgeschlossen.¹⁶ Nur als Objekte der nun anstehenden Veränderungen, nicht aber als Mitgestalter, als Subjekte dieser Prozesse kommen sie zumeist in Frage.¹⁷ „Neger“ wäre also derjenige, der aufgrund seiner Herkunft von vornherein als suspekt gälte. Von einer solchen gesellschaftlichen Ausgrenzung könnte man sprechen, die durch ihre unpersönliche, reflexhafte Äußerungsweise dem Rassismus strukturell entspräche. Allerdings war ja Hein auch schon in der DDR in diesem Sinne „Neger“ gewesen. Seine Überlebensstrategie bestand hier darin, jeweils nur so weit in Distanz zum herrschenden System zu treten, wie es von diesem gerade noch toleriert werden konnte. Er war gleichsam staatlich lizenzierter „Neger“. Nun war er dagegen ein „Neger“, den es offiziell gar nicht gab, der aber trotzdem als solcher an die Öffentlichkeit trat.

Die Ignoranz gegenüber dem Einzelnen, die sich der sozialistische Staat im Namen des gesellschaftlichen Fortschritts meinte erlauben zu können, setzt sich also Hein zufolge auch nach der Liquidierung dieses Staates, nun aber in anderer Form, fort. Da man aus westlicher Sicht voraussetzt, das Erfolgsrezept für eine funktionierende politische Kultur und eine international konkurrenzfähige Wirtschaft zu kennen, glaubt man auch auf die Bürger des untergegangenen Staates nicht weiter hören zu müssen. Wenn diese über eine mangelnde Aufgeschlossenheit für ihre Belange klagen, so wird dies leicht als Verstocktheit oder als Verhalten von „Jammerrossis“ abgetan. Dass es Hein in seinem Buch vor allem auf solche schwer identifizierbaren Defizite im Prozess der Vereinigung ankommt, zeigt das abschließende Stück *Verwachsen*.

Im ersten Teil davon zeigt Hein, wie sich westdeutsche Saturiertheit als hochmütige Ignoranz gegenüber dem Osten äußert. Als Schriftsteller aus der DDR ist er natürlich besonders hellhörig, wenn literaturbeflissene Damen aus dem Westen ihr Desinteresse an der Literatur des Ostens bekunden. Sie scheinen es fast als einen Akt geistiger Hygiene zu betrachten, sich nicht mit dergleichen abzugeben: „Nein, so etwas interessiert uns nicht.“¹⁸

Wie weit sich beide Seiten voneinander entfernt haben, spiegelt sich bereits in einem früheren Stück: *Susanna* auf eine sehr persönliche und dezente Weise wider. Hein schildert hier, wie er in München noch vor der Wende einer ehemaligen Jugendfreundin aus der DDR wieder begegnet. Vor langer Zeit hatte er diese Frau einmal sehr heftig, aber hoffnungslos umschwärmt. Damals war sie beruflich recht ehrgeizig gewesen. Nun existiert sie aber nur noch als Ehefrau eines erfolgreichen Geschäftsmannes, ohne Kinder und anscheinend ihren ursprünglichen beruflichen Ambitionen ein wenig nachtrauernd. Diese Wiederbegegnung bringt beide dazu, auf nunmehr endgültig entschwundene Möglichkeiten ihres Lebens vielleicht mit Wehmut zurückzublicken. Der Ehemann

¹⁶ Vgl. Christoph Hein in seinem Interview in der „Frankfurter Rundschau“: „Es gibt ein paar Highlights im Osten, das Deutsche Theater gehört dazu. Diese herausragenden Einrichtungen, nicht nur die Theater, sind heute fast alle in westdeutschen Händen.“ Ebd. (wie Nr. 1), S. 33.

¹⁷ Nach einer Untersuchung des „Deutschen Zentrums für Integrations- und Migrationsforschung“ betrachten sich 35,3 % der Ostdeutschen [...] als Bürger zweiter Klasse; [...].“ Vgl.: „Ostdeutsche und Migranten halten sich oft für deklassiert. Wissenschaftler prüfen Selbstwahrnehmung“. Von Markus Decker. In: „Frankfurter Rundschau“, 2. 4. 2019, S. 5.

¹⁸ Ebd. (wie Nr. 4), S. 122.

Susannas, ganz von seinem geschäftlichen Denken beherrscht, nimmt zudem kaum Notiz von dem Schriftsteller aus der DDR.

Im zweiten Teil des abschließenden Stückes enthüllt sich der Sinn seines Titels: *Verwachsen*. Hein knüpft hier an den berühmten Ausspruch Willy Brandts an, wonach nun zusammenwachsen, was doch zusammengehöre.¹⁹ Nach Hein kann aber nur dann etwas glücklich zusammenwachsen, wenn zuvor auch seine Unterschiedlichkeit genügend berücksichtigt wurde. Ein „zusammen“, das als selbstverständlich vorausgesetzt wird, dürfte sich als ein verkapptes „auseinander“ oder zumindest als ein brüchiges „zusammen“ erweisen. In den meisten seiner Stücke geht es Hein eben darum, Worte für die gewisse Übereiltheit dieses Zusammenkommens zu finden. Deswegen stört ihn der Optimismus von Brandts Ausspruch. Die biologische Metaphorik der Formulierung suggeriert überdies eine Naturgesetzlichkeit, die jedes Widerwort zum Schweigen bringt. Hein stellt zwar das Zusammenkommen nicht grundsätzlich in Frage, zweifelt aber an der Art und Weise seiner Realisierung. Dies veranlasst ihn dazu, das „zusammenwachsen“ sarkastisch in ein „verwachsen“ umzuformen. An der krummen Gestalt des Gewachsenen wäre dann ablesbar, dass auf seine inneren Erfordernisse nicht genügend geachtet wurde.

Die Bürger der DDR wären wohl dann nicht vom Prozess der Vereinigung wie von einem Naturgeschehen erfasst worden, wenn man sie an einer Diskussion über eine neue Verfassung für das entstehende größere Deutschland beteiligt hätte. Ursprünglich war das ja auch vorgesehen. Das „Grundgesetz“ galt ja zunächst nur als ein Provisorium – wie auch der westdeutsche Teilstaat –, das im Zuge der Wiederherstellung der deutschen Einheit durch eine gemeinsame Beratung zu einer „Verfassung“ nach dem Artikel 146 des „Grundgesetzes“ weiterentwickelt werden sollte. Die Dynamik des Vereinigungsprozesses vereitelte dies aber. Hein kommt zwar darauf nicht zu sprechen. Er lässt aber zumindest daran denken. In seinem Buch registriert er eine gewisse Entmündigung seiner ehemaligen Mitbürger, die unter Berufung auf eine übergreifende geschichtliche Logik oder Sachzwänge erfolgt. Allerdings ist er auch klug genug, Tendenzen einer Selbstentmündigung bei seinen ehemaligen Mitbürgern wahrzunehmen. Am wichtigsten ist es vielen von ihnen, nach der Wende möglichst schnell in den Genuss des Konsums auf westlichem Niveau zu kommen. Lauthals bekennt sich einer von ihnen dazu, wovon Hein in dem Stück *Einen fetten machen* aufgrund eigenen Erlebens berichtet.

Hein spürt in seinem Buch blinde Flecken in einem so glanzvollen Geschehen wie der „Wiedervereinigung“ auf, die sich, aus der Blendung durch den Glanz entstanden, immer wieder auf verstörende Weise bemerkbar machen. Statt sich vollends in einen Historiographen zu verwandeln, musste er dafür, wie es sich ja auch für einen Schriftsteller gehört, subjektiv werden. Zum Geschichtsschreiber wird er aus Misstrauen gegenüber einer Geschichte, die tonangebende Leute gern zu einer überindividuellen Macht hochstilisieren.

¹⁹ Vgl. den Artikel von Volker Wagoner vom 12. 3. 2012: *Willy Brandt: „Es wächst zusammen, was zusammenhört.“* Eine Stadt, zwei Teile – und ein Staatsmann, der die treffende Formulierung dafür findet. [Zugriff am 25. 5. 2010:] <http://www.dw.com/de/willy-brandt-es-waechst-zusammen-was-zusammen-gehört/a-16431107>

Postanschrift für das Rezensionsexemplar:

Helmut Pillau

Auxonner Str. 33

55262 Heidesheim

Tel.: 06132 – 58645

helmut.pillau@gmail.com